

Illustriertes Unterhaltungs-Blatt



Sezte Siebe!

Roman von J. Dalen. (Fortsetzung.)

6.

(Nachdruck verboten.)

Bürgermeister Luzius schritt die Straße hinab seiner Wohnung zu. Er hatte heute früher Schluß gemacht denn sonst droben im Arbeitszimmer des alten Rathauses. Die festliche Stimmung des Vorabends vor dem Fest der Maian lag über den Straßen und Gassen der kleinen Stadt. Sauerbeseht waren die Plätze vor den Türen, an deren Pfosten die grünen Pfingstmaien lehnten, als sollte eine Braut ihren Einzug halten! Kinder spielten jubelnd im Glanze der sinkenden Sonne, der schrille Schrei der Schwalbe klang hin und wieder von den spitzegebeligen Dächern.

Halbwüchsige Mädchen, die sich mit Kuchenblechen schleppten, strebten an ihm vorüber und überall mußte er grüßen. Er ging langsam, da und dort ein freundliches Wort dem Gruß nachfolgend lassend. Er liebte es, so ein klein wenig leutzelig zu erscheinen, und der heutige Tag war so ganz dazu angetan! Hohe Maian standen an der Tür seines Hauses, grüßend und winkend!

Manfreds Braut war dort vor einer Stunde über die Schwelle geschritten, er hatte von seinem Amtszimmer aus den offenen Wagen vorüberfahren sehen, in dem sie alle lächelnd saßen, Frau Luzius, Lilla, Manfred und auch die künftige Schwiegertochter.

Nun war er doch gespannt, die kennen zu lernen, um deren willen Manfred zu arbeiten begonnen hatte mit eisernem, überraschendem Fleiß! Langsam stieg er nun die Treppe mit dem breiten Geländer hinan, möglichst geräuschlos suchte er mit dem Drücker die Vorflurtür zu öffnen.

Und doch hatten sie ihn kommen hören und die weitere Unterhaltung schien plötzlich zu stocken.

Erna Elten war erstaunt. Wie feierlich die alle drein schauten! So etwas kannte sie kaum! Im Gegenteil! Der Vater war ihnen vertraut wie ein guter Freund! Susi nannte ihn „Opychen“, wenn sie zärtlich wurde, und rauchte an seinen Pfeifen. Erna lächelte in Gedanken daran und sie lächelte noch, als jetzt die Tür aufgerissen wurde mit herrlichem Druud, und ein großer, stattlicher Mann auf der Schwelle erschien.

Das also war der Gefürchtete, der Gestrenge, der ihr Blick zerpressen wollte — der sie nicht wollte! Sie richtete sich gerader auf und das Lächeln zog von ihrem blassen Gesicht. Aber ihr Blick senkte sich nicht! Frei und stolz hielt sie den Augen da drüben stand, die sie fassenscharf trafen.

„Da bringe ich sie dir, Vater!“ Manfred war zu Erna getreten und griff nach ihrer kleinen, kalten Hand.

Aber Erna gehorchte nicht dem leisen Druud seiner Finger, seinen Schritt tat sie vorwärts, nein, sie wollte nicht! Und Manfred Luzius sah den trotigen Stolz in den Augen leuchten, die ihn so frei anblickten, und die Worte, die er sich zu diesem Empfang zu recht gelegt, erstarrten ihm auf den Lippen. Leutzelig, herablassend hatte er sein wollen, wäre sie in mädchenhafter Schüchternheit vor ihm gestanden, ein gnädig Gewährender! — Für diese Eigenart aber war er nicht vorbereitet gewesen, ganz und gar nicht! Und dies ärgerte ihn! Ein böses Funkeln trat in seine Augen, das Lächeln wich einem fassungslosen Ausdruck.

„Wollen wir uns nicht die Hand reichen? Fürchten wir uns so sehr?“

„Gar nicht! Wovor denn auch?“ Ihre kleine, kühle Hand glitt in die große, sich ihr entgegenstreckende und jetzt lächelte sie!



Von den großen Kämpfen in Südtirol: Österreichisch-ungarische Bergstellung im Eisental, gegenüber die Stellungen der Italiener.

Auf dem Südtiroler Kriegsschauplatz gezeichnet von Franz Kleinmayer, Kriegsmaler.

Wie reizend sie ist! dachte der Mann, und sein Blick ging forschend über sie hin. Unter dem durchsichtigen Spitzenstoff des Kleides schimmerten Hals und Arme in vollendeter Schönheit! Pilant war das blasser, runde Gesicht und wunderschön das helle Haar, zu dem die schmal gezogenen dunkeln Brauen so eigenartig wirkten.

Er fing an zu verstehen, warum sein Sohn dieses Mädchen so heiß und leidenschaftlich begehrte! Dieses blaße, kühle Gesicht erglänzte zu machen beim Kuß der Liebe. . . . Wonne mußte es sein.

Und während man jetzt in dem großen, kühlen Eßzimmer den Kaffee nahm, verglich er seiner Tochter blühende Schönheit mit der Fremden. Eigentlich war Lilia hübscher und doch verschwand sie jetzt völlig neben dem pilanten Reiz von Erna Elten.

Frau Luzius war glücklich! Morgen wurden die Karten versendet, die ihres jungen Verlobung bekanntgaben.

Ihr gefiel die Schwiegertochter!

In mütterlicher Herzlichkeit war sie ihr entgegengekommen und auch Lilia hatte ihr sofort das schwärzliche Du angeboten.

Im großen und ganzen war Erna Elten sehr zufrieden mit sich und den neuen Anverwandten.

Eigentlich hatte sie sich das alles so viel schwerer gedacht, und nun war alles so glatt verlaufen!

Sie drückte heimlich und fest die Hand des Verlobten, der neben ihr saß und sie mit so glücklichen Augen betrachtete. Wie lieb sie ihn hatte, ihren Manfred! — Wie glücklich sie war! —

Heute abend wollte sie noch an die Eltern schreiben und auch an Fanny!

Die arme Fanny, die da draußen war in der Fremde und von früh bis spät arbeitete! — Und doch klangen alle Briefe, die von dort kamen, so frisch und so frohlich, als hätte Fanny da draußen es verlernt, bitter zu sein.

Ein helles Klingeln im Vorflur unterbrach die Pause.

„Gottseilich kein Besuch!“ rief Lilia lachend. „Den können wir heut nicht brauchen, nicht wahr, Erna!“

Eines der Mädchen erschien nach leisem Anknöpfen jetzt im Zimmer, sie trug den Kartenteller in der Hand und brachte ihn dem Hausherrn.

„Berger, Postdirektor!“ las der Bürgermeister halblaut und erhob sich. „Führen Sie den Herrn in mein Zimmer!“

„Das Wetter ist so schön! Möchtest du deiner Braut nicht ein wenig unsere Stadt zeigen?“ wandte er sich an den Sohn. „Lilia kann euch begleiten, vielleicht kommt ich euch nach über die Wälle!“

„Das wäre famos, Papa!“ sagte Manfred vergnügt. „Da wollen wir gleich gehen, wenn es euch recht ist!“ wandte er sich an die jungen Mädchen.

Lachend und plaudernd machten sich die drei auf den Weg, und Mama Luzius schaute ihnen lächelnd nach, als sie jetzt die schmale Straße hinabschritten.

Viele neugierige Blicke folgten ihnen. Das Interesse der Kleinstadt, das sich überall kundgibt, wo ein neues Gesicht auftaucht. Manfred mußte viel grinsen. Sie kannten ihn alle, denn er war ja hier geboren und groß geworden.

Er machte seine Braut auf vieles aufmerksam, und sie zeigte lebhaftes Interesse für alles!

Dort war das Gymnasium, für das er hatte büffeln müssen, und hier der Konditor, in dessen Hinterstübchen man die erste Zigarre geraucht hatte! — Dort in jenem Haus hatte seine Tanzstundenliebe gewohnt, der einst die ersten Fensterpromenaden, die ersten lyrischen Gedichte seiner Feder gehört hatten.

Erna war begeistert von dem alten Städtchen, besonders, als man den Weg zu den Wällen eingeschlagen hatte, wo hundertjährige Ulmen eine schattige, kühle Allee bildeten.

Man begegnete einigen Bekannten, die Erna zwar musterten, aber deren Aufmerksamkeit sich auf Lilia zu konzentrieren schien.

„Ich glaube, Papa hat seine Absicht ausgegeben, uns nachzutommen! Ich schlage vor, wir gehen nach Haus!“ brach er eine Pause. Er sehnste sich nach einem Plauderstündchen mit seiner kleinen Braut, nach ihren frischen, jungen Lippen, die so süß zu küssen verstanden.

„Schon? . . .“ fragte Lilia gedehnt. Sie wäre gern noch weiter gegangen in ihrem braunen Sammetkostüm, das sie so ausgezeichnet kleidete.

Aber der Gast gab den Ausschlag.

Man trat langsam den Heimweg an.

7.

„Was ist ein Traum, ihr Liebesgeboten?
Schön wie der Lenz, und schnell verweht?“

Lilia Luzius stand vor dem breiten Spiegel ihres Hotelzimmers und prüfte noch einmal ihr elegantes Kleid.

Sie sah reizend aus, sie wußte es!

Die herbe Seeluft von Swinemünde, die sie mit ihren Eltern nun fast seit drei Wochen genießen durfte, die Wälder in der See hatten ihre Wangen gebräunt und in ihren Augen einen leuchten-

den Glanz entfacht! Noch nie war ihr die Zeit so schnell vergangen wie hier, wo jeder Tag eine Fülle von neuen Eindrücken brachte.

Man hatte viele Bekannte wieder gefunden, die man während des vorjährigen Aufenthaltes auf Swinemünde kennen gelernt hatte, es waren auch viele neue dazu gekommen.

Bürgermeister Luzius bewegte sich gern im großen Kreis, ihm machte es Spaß, dies flüchtige Kennenlernen und schnelle Auseinandergehen! Immer, wenn er aus dem Alltäglichen heraus war, gab er sich von seiner besten Seite, war er geradezu glänzend in Stimmung. Er liebte die See über alles! Diese weite Wasserfläche in ihrem stets wechselnden Farbenspiel, dieses Meer so leuchtend schön und doch wieder gesättigt in Grausamkeit und tödlicher Gefahr, gab ihm immer wieder tausend Rätsel auf.

Diesmal hatte er seinen Aufenthalt mit Frau und Tochter noch um vierzehn Tage verlängert und Lilia wußte auch ganz genau warum. Sie lächelte verkommen! Ihr Blick streifte den Strauß gelber Rosen, der tauschwer und duftend ihr vor einer halben Stunde gebracht worden war. So war ihr noch nie gehuldigt worden, wie von diesem jungen Hamburger Rechtsanwalt.

So umworben war sie noch nie gewesen, wie gerade bei dem diesjährigen Swinemünder Aufenthalt.

Vergeffen, halb wie ein Traum, stand das Bild von Hans Lassen in ihrem Herzen. Er schrieb so selten, er war nun mal kein Federheld, wie er ihr so oft versichert hatte, er glaubte ihrer so sicher zu sein, weil er nach seiner Treue die ihre bemah! Er zählte die Tage, bis er sie wiedersehen konnte, während ihr ein anderer Rosen brachte und von seiner Heimat erzählte, von der Märchenpracht seiner Villa in Hamburg und seinem Landsitz bei Neapel, wo es so idyllisch schön sei zur Zeit der Rosenblüte und wo nur eines noch immer fehlte, die Herrin. . . die Königin! So versunken war sie, so eingesponnen in ihre Gedankenwelt, daß sie das Öffnen der Tür ganz überhörte und nervös zusammenstieß, als ihre Mutter lachend fragte: „Bist du nun schön genug, Lilia?“

Frau Luzius hatte ein hellgraues Seidenkleid mit weißem Spitzenragen angelegt. Ihr rotes Gesicht glänzte in Zufriedenheit, während sie in einem der kleinen Sessel Platz nahm.

„Lilia,“ begann sie jetzt halblaut, „ich möchte mit dir reden, mein Kind!“

„Ja, Mutter! Bitte, fange nur an, du siehst ja beinahe feierlich aus!“ lachte das Mädchen und nahm die duftenden Rosen zur Hand.

„Mir ist auch feierlich zumut, Lilia, denn ich ahne, daß du einem großen Glück entgegen gehst. Rechtsanwalt Rissen hat Vater gefragt, ob er um deine Hand werben darf. Wir finden das sehr nett und forrett von ihm, daß er sich erst unseres Einverständnisses versichern wollte. Er hat Vater seine Verhältnisse klargelegt, er ist ganz selbständig, die Eltern seit Jahren tot, es sind geradezu glänzende Verhältnisse, in die du da kommst! Solch ein Glück, Lilia, solch ein Glück! — Aber du sagst ja gar nichts, Lilia?“

„Warum hat er zuerst Vater gefragt und nicht mich!“ stieß das Mädchen grollend hervor und eine Falte grub sich zwischen ihre feingezogenen Brauen.

„Was tadelst du, Lilia? Das ist doch der richtigste und korrekteste Weg und stets und immer so gewesen!“ sagte Frau Luzius und strich würdevoll über die Seidenfalten ihres Kleides.

„So, meinst du, Mutter!“ Lilia lachte hart und spöttisch auf und in der hereinbrechenden Dämmerung erschien ihr Antlitz plötzlich sehr blaß. Ihr Blick glitt durch das weit offene breite Fenster über den weißen Strand, wo jetzt die blauweißen Lichter der elektrischen Scheinwerfer aufzuckten.

Verlassen lagen die breiten Promenaden, die Strandkörbe, an denen die kleinen bunten Fähnchen lustig flatterten. Alles machte Toilette für das bald beginnende Mittagessen. „Solch ein Glück, Lilia!“ — sagte Frau Luzius eben noch einmal.

Lilia trat jetzt ganz nahe an das Fenster, von dem man den Ausblick hatte über das Meer.

Wie es rauschte! So laut, beinahe drohend! Wie dunkel seine ewig ruhelosen Wogen sich zusammenschoben und wieder auseinander rollten!

War es wirklich das Glück, nach dem sie die Hand ausstrecken wollte? — Warum tat ihr das Herz so seltsam weh, daß sie wie beschwichtigend die kleine kalte Hand dagegen preßte, als könne sie so seinen schweren, ruhelosen Schlag beschwichtigen.

Die dumpfen Schläge der Glode hallten durch das Haus.

„Komm, Lilia! Vergiß deine Rosen nicht!“ sagte Frau Luzius lächelnd. „Du siehst blaß aus, aber es kleidet dich entzückend — wie eine Braut schaust du aus . . . du Glückskind! Denke nur, wenn du erst dein eigenes Auto hast und ein Reitpferd, alles, alles, was du dir immer so brennend gewünscht hast! Du wirst es leichter haben, Lilia, wie deine Schwester, dein Bruder und deine Eltern! Es ist eine schöne Sache um den Reichtum, Kind!“

Langsam stiegen sie die breiten, mit Smyrna-Läufern bedeckten Marmortreppen hinab.

Wind, weiß wie die Schaumkrone des Weltenmeeres. Das ist der Berggeist, der furchtbare, der den Wanderer äfft und auf falsche Wege führt, der den Unglücklichen hungern, ohne Proviant und frierend umherirren läßt, wenn er allein und ohne Führer gefährliche Steige geht. Das ist das Heer der Elfen, die aus Schrunden und Tiefen aufsteigen, geisterhaft, gespenstisch, die mit ausgespreizten Fingern nach Himm und Kuppe langen und unter Führung eines weißbärtigen Königs langsam an den Felsenlanten emporsteigen und durch die Gebirgswüste dahinreiten. Das sind die Mächte, die der Erde den befruchtenden Segen oder die Vernichtung bringen. Nur schwer läßt sich's beschreiben, man nimmt dergleichen in sich auf, still ruhend, wie man etwa dem Zauber einer Mondnacht auf dem Wasser sich hingibt, ohne zu hoffen, ja, auch nur zu wünschen, dergleichen festzuhalten.

Ist es nicht gerade der Nebel, der, wenn er um Fels und Kante zieht, dem Hochgebirge seinen nachdenklichen Charakter verleiht? Nur durch ihn kann der Blick seinen Weg ins Tal nehmen, nur wenn ein frischer Aufstrom die Schleiervorhänge zerreißt, kann die Sonne siegend durchbrechen und uns der Berge Wunder zeigen. So muß auch des Menschen Herz sich erst durcharbeiten durch Zweifel, Entbehrung und Enttäuschung, über den Nebel des Lebens hinweg zum sonnigen Herzensfrieden.

Selbst die Lüste reden hier oben eine Sprache, die Lüste mit ihrem weichen Säuseln in den knorrigen Stämmen des Anieholzes, mit ihrem Brausen in den Tiefen und Schluchten, in den Kaminen und an den Rissen; sie singen ein Lied von ewigen Dingen. Wenn dich aber, wie es manchmal vorkommt, der Regen überrascht im Hochgebirge, so daß eine Wanderung auf dem Plateau des Berges nicht lohnend ist, nun, dann mußt du eben trachten, eine Schutzhütte zu erreichen, die dir und jedem gerne ein gastlich Dach gewährt. Es ist etwas Eigenes um den Hüttenzauber. Nicht selten trifft man mit anderen Touristen zusammen, die das gleiche Geschick verfolgt hat. Da wird dann, wenn es draußen recht kalt ist, und nur wenig Hoffnung auf eine rasche Besserung besteht, im Hüttenherd ein Feuer entzündet. Brennmaterial ist gewöhnlich in den Schutzhütten vorhanden oder es liegt außerhalb derselben aufgeschichtet. Wenn dann die Scheiter prasselt und eine wohlige Wärme das Innere der Hütte durchzieht, wenn draußen der Regen klatschend gegen die Scheiben schlägt und der Wind sein Lied dazu singt, dann sitzt sich's recht gemütlich beim warmen Herdfeuer und da geht's dann an's Erzählen, Erinnerungen werden ausgetauscht, Erlebnisse berichtet. Mancher hat vielleicht ein Pfeiflein mit, das er ganz behaglich schmaucht; dann zieht wohl bläulicher Rauch durch die dämmrige Stube und Gestalten gleich weben die Wölkchen auf und nieder. Jedes Wort deines Hüttengenossen wird dir in dieser Weltabgeschiedenheit zum Ereignis, jedes Tun zur historischen Tat, an die du dich später gerne erinnerst. Oder du nimmst dir das Hüttenbuch her und blätterst darin. Da findest du manche humorvolle Aufzeichnung, manchen sinnvollen Spruch, manch wertvolle Handschrift. Nur ungern trennst du dich später von deinem Hüttengenossen, um wieder talwärts zu steigen.

War der Aufstieg mühsam und beschwerlich, so wird der Abstieg lustig. Es ist ein fröhliches zu Tal fahren auf dem festgefrorenen Schnee; den Bergstod fest zwischen die Beine geklemmt, wie etwa beim Stedenpferd, so setzt sich du dich drauf und fährst auf den weniger steilen Hängen abwärts. Ein Reh, ein Hochwild kreuzt, wenn du Glück hast, aufgescheucht deinen Weg. Bald bist du im tiefen Gelände, wo es keinen Schnee mehr gibt. Hoher Lann begrüßt dich nun. Leb wohl nun, schneebedeckter Bergesgipfel du, lebt wohl, ihr Matten, ihr sonnigen Heiden, wir müssen scheiden — doch nein! — halt! — nicht so! — Ein Sträußchen Enzian erst noch dem Liebchen zum Gedenken.

Infolge des Krieges zu größter Sparlichkeit verpflichtet sind, tritt dieser Umstand besonders in Erscheinung, und die sparame Hausfrau muß alle möglichen Kniffe anwenden, um die kostbare Frucht in genussfähigem und ansehnlichem Zustande auf den Tisch zu bringen. Eine große Hauptsache ist hierbei das Schälen der Kartoffeln am Abend vor dem Kochen und ein mehrmaliges Abwaschen in immer frischem Wasser und Einwaschen über Nacht. Um den Geschmack zu verbessern und eine weiße Farbe der Kartoffel zu erzeugen, füge man dem Einweichwasser einen Schuß Weinessig, Zitronensaft oder etwas kristallisierte Zitronensäure zu. Man rechnet auf 1 Liter Wasser etwa einen Teelöffel Zitronensaft oder Essig. Auch dem Kochwasser setze man einige Tropfen Essig oder Zitronensäure zu. Die Säure ist keineswegs zu schmecken. Das Salz soll man bei alten Kartoffeln erst kurz vor ihrem Garwerden zufügen, weil es sonst leicht Schlüffigkeit erzeugt.

Beierbild.



Wo bleibt heute mein Spielgefährte?

Auch die in der Schale abzutrocknenden Kartoffeln sollte man abends vor dem Kochen mit einer harten Bürste sehr sauber reinigen, in der Mitte einen halbfingerbreiten Ring der Schale abschälen und sie über Nacht in Essigwasser einweichen. In der Schale abgetrocknete alte Kartoffeln sind jetzt gar nicht mehr ansehnlich für den Tisch, sie zeigen oft grünliche Flecken und graue Streifen. Will man sie dennoch aus Ersparnis so kochen, so ziehe man ihnen noch heiß die Schale recht dünn ab und lege sie in einen Tiegel, in dem man etwas frische Butter mit Petersilie und einem Löffel Wasser dünsten ließ. Man schwenkt sie wenige Minuten in dieser Mischung und bringt sie dann recht heiß zur Tafel. Sie sehen dann gut aus und schmecken vorzüglich. Dies eignet sich aber nur für eine feste, nicht sehr mehlig Kartoffelsorte. Von mehlig Kartoffeln, die grau kochen und sehr fade schmecken, sollte man lieber Kartoffelbrei oder in der Pfanne gebadene Kartoffeln, sowie Kartoffelklöße bereiten, die immer gern gegessen werden und nahrhaft sind.

Aus übriggebliebenem Kartoffelbrei wird Kartoffelsuppe gekocht, oder es werden kleine Kartoffelbällchen in Fett ausgebacken. Kartoffelklöße sollte man immer gleich für zwei Tage kochen, weil sie ausgebraten sehr gern gegessen werden und die Arbeit und Eierzutaten dieselben bleiben wie bei weniger Klößen.

Sehr zu empfehlen sind die sogenannten Reibetuchen oder auch Kartoffelpuffer, die aus gleichen Teilen rohen und am Tage vorher abgekochten Kartoffeln bereitet werden. Etwas Milch und ein Ei nebst Salz und etwas Reibebrot sind die weiteren billigen Zutaten. Von dieser Masse werden kleine Kuchen in Butterschlag, Bratenfett oder frischem Rüböl recht braun und knusprig ausgebacken und mit Aufschnitt oder Dinstobst als Mittagsgericht oder Abendbrotspeise gereicht. Auch mit Kopfsalat munden diese einfachen, sehr sättigenden Kartoffelpuffer sehr gut.

Die weil wir eine solche Wolke von Zeugen haben.



Ich mit uns, du Wolke unster Zeugen,
Daß sich unsre Feinde vor dir beugen,
Führ uns durch die Nacht, ein Feuerbrand,
Daß sich rings erhelle alles Land.

Seid mit uns, ihr reichen, tiefen Geister,
Deutscher Kunst und deutschen Denkens Meister,
Alle, die für Deutschland stark gestritten,
Die um deutsches Wesen viel gelitten.

Nach die früh gefallen, fern begraben,
Jüngst ihr Herzblut für die Heimat gaben,
— Lichter Zeugen wundervolle Wolke,
Leuchte du zum Siege deinem Volke.

Glara Frieß.

Alte Kartoffeln schmackhafter zu gestalten

Von W. Anesche-Schmoll. (Nachdruck verboten.)

Von dem Zeitpunkt an, wo die Saatkartoffeln für die neue Ernte gekeimt werden, pflegen die überwinterten Kartoffeln sich im Geschmack und Aussehen zu verändern, und zwar nicht zu ihrem Vorteil. Sie nehmen einen faden, oft sogar süßlichen Geschmack an und erscheinen als Salzkartoffeln anstatt in weißer, in häßlicher, graugelber Farbe auf dem Tische. Gegenwärtig, wo die Anstaltskartoffel, die Maltakartoffel, fehlt und wir

Unsere Bilder

Ein Denkmal für kriegsgefangene Russen und Franzosen in Deutschland. Auf dem Friedhof in Ebersdorf bei Chemnitz wurde kürzlich mit einer stimmungsvollen Feier nach russischem und französischem Ritus in Gegenwart einer Deputation von 250 kriegsgefangenen Franzosen und Russen ein Denkmal für die im Gefangenlager in Ebersdorf verstorbenen Gefangenen beider Nationen enthüllt.

Leutnant Radow, der mit der 1. Kompanie des Paderborner Infanterie-Regiments, unterstützt durch die 20. Reserve-Pioniere, am 2. Juni durch eine Bresche in die Panzerfeste Baux eindrang und den oberen Teil

...wiederholung genommen, so daß er seine Gönner und Freunde bei sich empfangen konnte.

Von Meister Wolfsmilch hatte er inzwischen noch einen Gesellschaftsanzug und einen Frack bezogen, und nun ging es in rasendem Tempo vorwärts.

Der gute Leopold war bald „Mode“ geworden. In einer Gesellschaft lernte er den Herrn Theaterdirektor Helbenmund persönlich kennen. Der Mann sprach viel dummes Zeug von Kunst und Literatur, aber dafür trug er echte Brillantknöpfe. Mit Gönnermiene trat der Bühnenmonarch zu ihm heran und sagte mit Pathos: „Aber, mein lieber Freund, warum schreiben Sie denn kein Stück für mein Institut?“

Und Herr Leopold lächelte verständnisvoll: „Herr Direktor, ich habe ein neues Stück fertig!“

„So reichen Sie es mir doch ein, lieber Freund! Ich warte ja nur darauf, Sie berühmter zu machen!“

Herr Leopold nickte nur wieder verständnisinnig. Dann ging er nach Hause, nahm das letztgeschriebene Stück, klebte ein neues Titelblatt ein, änderte den Titel und brachte es dem Direktor. Das Stück war von ihm schon einmal demselben Direktor eingereicht, jedoch ohne Angabe von Gründen abgelehnt worden.

Bereits nach acht Tagen schrieb der Herr Direktor höchst eigenhändig, daß er seit Jahren kein so hervorragend gutes Stück gelesen habe. Das Schauspiel wurde aufgeführt und hatte einen Bombenerfolg. Die Theaterdirektoren rissen sich förmlich darum und begannen den glücklichen Dichter in jeder Weise auszuzeichnen. So ward er nach und nach alle seine Stücke, die in der Tiefe seines Schreibstils der Auferstehung harrten, los.

Nach wenigen Jahren schon war er ein berühmter und wohlhabender Mann.

Wenn er aber den Meister Wolfsmilch trifft, dann lächeln sie sich beide verständnisinnig zu —, sie verstehen sich.

Höhenzauber.

Von L. Sturm, Wien. (Nachdruck verboten.)

Mich reut kein Tag, wo ich auf Berg und Hügel
Durch meines Gottes schöne Welt geschwehrt,
Im Sturm, umbraut von seiner Allmacht Flügel,
Im Sonnenschein, von seiner Günst durchwärmt;
Und war's kein Gottesdienst im Kirchenstuhle,
War's auch kein Tagewort im Joch der Pflicht,
Auch in der Schöpfung hält die Gottheit Schule,
Es reut mich nicht. — Karl Gerot.

Wartst du, lieber Leser, schon einmal im Hochgebirge oder zumindest auf einem hohen Berge? Hast du es dich schon einmal nicht bereuen lassen, einen mehrere hundert Meter hohen Berg zu erklimmen, um dir einmal von dort oben die Welt zu betrachten? Gelt, dann verstehst du mich und nimmst es mir nicht übel, wenn ich der Bergwelt so begeistert das Wort rede. Gibt es doch kaum einen zweiten Sport, der so anregend auf Herz und Gemüt wirkt als die Touristik, das Wandern in Gottes freier Natur. „Wem Gott will rechte Günst erweisen, den schickt er in die weite Welt“, ein alter Wahrspruch ist's. Und gerade die Berge sind es, wo wir die Wunder unserer Welt so recht bestaunen können. Wo lernen wir besser unseres deutschen Heimatlandes weite Gänge kennen, als wenn wir sie aus lustiger Höhe betrachten, wenn wir mit eigenen Augen sehen, wie groß die Bünde sind, wo überall deutsche Zunge klingt? Wer rückt uns jenes Weisen, jene unbekannte Macht, die das Licht entzündet und das Leben gezeugt hat, näher, als die herrliche Bergwelt, jene Macht, die der Weise Urkraft nennt und der fromme Gott?

Drum Bergheil! Weg mit dem Alltagskram und wieder einmal hinaus in die Berge, hinaus aus dem Geraffel und Getöse der unruhvollen Stadt und wieder einmal Mensch sein voll und ganz! Weg von den nach kleinen und großen Sensationen haschenden Stadtmenschen und hinein in's ewige Schweigen!

Und nun folg' mir, freundlicher Leser, dem mühsamen, beschwerlichen Weg. Zwischen engen, steilen Wänden geht's bergauf, immer jener blauen Karte nach, die auf den glatten Fels gezeichnet den Weg deutet. Mannig, so schlingt sich der steinige Pfad, bald da, bald dort einen Bück in die Tiefe gewährend. Jetzt kommt eine Eisenleiter, die den Weg zu einer höher liegenden Felsplatte vermittelt, rechter Hand ist das Drahtseil gespannt, an das du dich halten magst beim Aufstieg. So geht's weiter; vorüber an Schutthalben und loderem Geröll, an kurzem Tannenbestand, bis die Felsen zurüdtreten und einen größeren Überblick freilassen. Unten liegt das Tal, von der Frühsonne lieblich umgossen. Langsam schlingelt sich bläulicher Rauch durch die frische Morgenluft, bald wieder in ein Nichts zerfließend. Ein helles Glöcklein grüßt von der Felsfläche unten herauf; doch weiter — weiter! Frischer weht die Luft, ein leichter Wind hat eingesezt. Das Rauschen eines nahen Wildbaches dringt schon bis hierher. Bald sind wir dort. Es ist ein tiefstürmiger Wildbach, der so weiß wie Milch an den

schwarzen Steinen zerfällt, mehr Wasserfall als Bach. Wir müssen hinüber. Der Sturm hat einen Baumstamm darüber hingeworfen, an dem stellenweise die Rindenstücken weghängen. Vom Hange herauf winken Lärchen- und Birkenwipfel. Drüben geht eine Wand fast senkrecht in die Höhe. Künstlich eingebaute Stufen und ein Drahtseil erleichtern den Weg hinauf. So geht es fort, bis der erste Schnee kommt, in tiefer liegenden Mulden erst, dann immer reichlicher und dichter. Eine Stunde bergan noch und dann sind wir oben.

Endlich oben! Zwischen starrenden Felsen, an deren steilen, fast senkrecht abstürzenden Wänden der Nebel brandet, winkt uns das Schutthaus entgegen. Auch hier oben hat der Sommer Blumen aller Art gezeitigt. Die verschiedensten Alpenblumen erquiden das Auge, das leuchtende Rot des Altrautes, das sinnige Tiefblau des Enzians schweigen uns eine wunderbare Farbensymphonie vor. Und ringsumher, soweit der Blick reicht, Berge . . . Berge . . . Da liegen sie: der Schneeberg, die hohe Weiß, der Hochplattsch und die anderen alle. Weit hin schweift der Blick über die herrliche Landschaft, die von Stufe zu Stufe niederfällt, — von den Wänden zu den Almlaren, von diesen zu den Waldbergen, von diesen zu dem Hügelgelände, das in blauer Ferne sich in unermesslichen Ebenen verliert.

Und unter dir liegt die Welt in wunderbarer Schärfe und Klarheit. Dort scheint dir ein kleines Dörfchen, einem Schwalben-neste gleich, an jenen Berg gepid zu sein und es ist doch eine Stadt mit mehreren Tausend Einwohnern! Rechts davon zieht ein schimmernder Faden durch's weite Gelände; bald verdeckt durch Berge, bald wieder dem Auge sichtbar, schlängelt sich ein gewaltiger Fluß dahin. Im blauen Aether zieht ein Adler langsam und feierlich seine Kreise. Das herrlichste aber sind die bläulich schimmernden Bergesgipfel mit ihren Gletschern, die im Strahl der Sonne wie Brillantenschmuck funkeln; Welle an Welle, ein feineres im Sturm erstarrtes Meer, bis eine Welle die letzte ist und den lichtblauen Horizont begrenzt . . .

Und dann das ewige Schweigen! Das ist die tiefste Nacht der Bergwelt, daß sie isoliert und uns zur Einsicht in uns selbst zwingt. Gewöhnlich leben wir in den grauen Alltag hinein und nur selten halten wir Einblick in uns selbst. Der Leiden und Sorgen gibt es tagsüber genug, die den Innenmenschen ganz zurückdrängen. Das Geschäft, die Arbeit, ob geistig oder körperlich, lassen keinen anderen Gedanken aufkommen. Solange wir reden oder dem Gespräche des andern folgen, denken wir eigentlich nicht über uns selbst nach. Das Hochgebirge aber zwingt zum Schweigen, so daß wir genötigt sind, einmal über unser eigenes Ich und unser Verhältnis zur Mit- und Umwelt nachzusinnen, Betrachtungen anzustellen über das große Sein oder Nichtsein dieser Welt. — Und da stehst du dann oben auf den Zinnen der Felsmauern und siehst, wie sich wasserschwere Wolken träge dahinschleichen, wie sie, um Fels und Gipfel ziehend, sich endlich breit und plump auf die Berge setzen, wie plötzlich ein leichter Wind aufsteigt und sie auseinander- und davonjagt, ruhelos — raslos. Und die Gedanken ziehen gleich den Wolken über hohe Dinge dahin. Da unten sind die Menschen mit ihrer Welt, diese armseligen Menschlein, die aneinander vorüberhasten und -jagen; du siehst, wie sie sich bekämpfen und beschöden, wie einer den andern zu übervorteilen sucht, wie sie sich in ihrem Hochmüte, in ihrer kindlichen Eitelkeit schmeicheln, der Naturkräfte Herren zu sein, wie sie mit gierigen Gesichtern und zuckenden Fingern nach dem haschen, was sie Glüd des Lebens nennen: Macht, Ruhm, Auszeichnung und Geld . . . Geld . . .

Wir aber lächeln ihrer, lassen diesen Menschlein da unten ihre kindlichen Schmerzen, den Geldjägern ihr goldenes Kalb, den Ruhmesfüchtigen ihre Ideale, wir wissen ja, daß alles nur Lug und Trug ist, berechnet für Auge und Ohr, wissen, daß das wahre Glüd, die wahre Kraft und Macht nur in der Natur selbst liegt und freuen uns des durch nichts zu ershebenden Zaubers der Bergwelt. Und wie sie dich über alles erheben, so verjöhnt sie dich auch mit deinem Gott, lehrt dich wieder beten, gläubigen Herzens, voll Zutrau und wahrer Andacht, lehrt dich still beugen vor jener allgewaltigen unbekannten Macht, die ewig aufbaut und zerstört, die alles lenkt und leitet im unendlichen, stets wiederkehrenden Kreislauf.

Hast du aber, lieber Leser, wirklich einmal das Unglüd, daß der Nebel deine Höhen umsonst macht, daß du oben statt Sonnen-schein nur Nebel findest, daß Dünste und Wolken den Blick in die Tiefe hemmen, dann wirst du, wenn du nur ein bißchen Optimist bist, auch im Nebel den Zauber nicht mißsen. Wie oft steht man nicht oben auf der Höhe, die zwar selbst vielleicht frei von Wolken ist, unter dir aber dampft's und brandet's und braut's und dein Blick vermag nicht durchzudringen. Denn überall, wohin du siehst, Nebel . . . Nebel! Das sind Meereswellen am Lande, die da unten auf- und niederwogen, dahin und dorthin gejagt vom leichten

In dem großen Vorplatz, der mit Palmen und exotischen Gewächsen dekoriert war, hatte ihrer Bürgermeister Luzius. Noch nie war Lilia ihr Vater so imponierend erschienen als in diesem Augenblick, wo sein funkelnder, stahlharter Blick den ihren traf.

Sie wußte, er hatte bereits über sie entschieden, da gab es kein Zurück, kein Auflehnen mehr.

Was er wohl gesagt haben würde, wenn sie ihm jetzt erklärte: „Ich habe mich mit Leutnant Lassen verlobt . . . ganz heimlich . . . und wir wollen warten aufeinander!“

Was er wohl sagen würde! Ihr Herz zog sich in der alten Furcht zusammen, die sie schon als Kind vor seiner großen Hand verspürt, die so hart züchtigen konnte.

„Da bist du ja, Lilia!“ sagte er lächelnd und trat an sie heran. Er freute sich an der Schönheit der Tochter, die ihm heute so ganz besonders auffiel, weil sie das Herz eines Mannes mit glänzendem Vermögen bezaubert hatte!

Er sah nicht den starren Ausdruck in Lilia's dunklen Augen, der nicht passen wollte zu dem Lächeln, das ihre Lippen umspielte.

Seine Gedanken waren nur mit der Freude beschäftigt, daß Lilia es war, die noch heute abend die viel beneidete Braut von Dr. Rissen sein würde.

Er hatte auf der Terrasse einen Tisch belegen lassen, abseits der großen Gesellschaft im Speisesaal. „Du kannst deine Rosen auf unsern Tisch legen, Lilia, geh nur voran!“

Mechanisch trat das junge Mädchen durch die Glastür auf die seitlich gelegene Terrasse. Der eine Tisch in der Ecke war durch kleine elektrische Lampen mit gelben Lichtschirmen erleuchtet, zwischen dem Silber und Kristall stand eine hohe Glasvase mit gelben Rosen und auf dem weißen Damasttuch lagen dieselben Blumen, gelb, duftend, mit ihren weichen, großdornigen Stielen.

Die Terrasse war leer. Lilia trat an den geschmückten Tisch. Unschlüssig hielt sie ihre Rosen in der Hand. Die hatten ja keinen Platz mehr! Ein Schritt wurde hinter ihr laut, fest und elastisch.

„Fräulein Lilia!“ — sagte eine Mannesstimme hinter ihr, die sie so wohl kannte in ihrem weichen, klangvollen Tonsfall.

„Dr. Rissen?“ — sie wandte sich ihm langsam zu und ein feines Erröten färbte sekundenlang ihr blaßes Gesicht.

Jetzt kam die Entscheidung, sie wußte es.

Der Mann da vor ihr war ihr an Jahren weit voraus. Er war beinahe etwas kleiner als sie, von kurzer, gedrungenen Gestalt, aber doch sympathisch wirkend durch das gebräunte, energische Gesicht, in dessen Augen Augen Wohlwollen und Güte leuchtete.

„Fräulein Lilia, darf ich Sie um eine kurze Unterredung bitten, ja? — Aber nicht hier,“ fügte er lächelnd hinzu, „dort unten im Garten, wo die Rosen duften und man das Meer rauschen hört!“

Er bot ihr den Arm und wie im Traum legte sie ihre schmale Hand hinein und ein Zittern lief über ihren Körper.

Was raunte die See dort draußen so eintönig, so ruhelos, als rief sie ihr ein Wort entgegen, immer wieder: „Treulos! — treulos!“

Da nahm der helle Kiespfad sie auf zwischen den hochstämmigen roten und weißen Rosenbüschen und eine lebende Mannesstimme flüsterte ihr zu: „Lilia, ich habe heute mich Ihrem Vater erklärt und er gab mir die Erlaubnis, eine Frage an Sie zu richten, von deren Antwort das Glück meines Lebens abhängen wird. Ich bin gereift von Jahren, ich habe Zeit gehabt, mein Herz zu prüfen, nie hat es mir so deutlich, so unabänderlich gesagt: dort steht das Glück — nun halte es fest! Ich habe immer auf diesen Ruf gewartet — Jahre hindurch! Nicht wie so viele habe ich mein Gefühl, mein Herz von jedem Mädchenauge entfachen lassen! Ich habe immer gewartet und habe mein Herz festgehalten, um es dereinst wie ein Kleinod der Erwählten, der Geliebten zu Füßen legen zu dürfen! Denn nur eine wahre, tiefe Zuneigung ist Gewähr für das Glück! Ich bin ja so reich an irdischem Gut und doch verfinke dies alles wie wertloser Sand vor dem Glück, vor der Seligkeit, die mir Ihr Ja geben könnte! — O Lilia, sprechen Sie dieses Wort! Ich will Ihnen danken dafür mit meinem ganzen Leben, mit jedem Atemzug! Ich will Sie auf Händen tragen und Ihre Schönheit schmücken! Jeder Ihrer Wünsche wird ein Befehl für mich sein! Sie werden einen Landsitz haben bei Reapel, so traumhaft schön in seiner zauberischen Einsamkeit! Eine Villa, wie von Feenhänden aufgebaut, Teppiche so warm und farben-schön, wie nur der Orient sie erträumt, werden Ihren Fuß umschmiegen, Statuen und Gemälde Ihr Auge entzünden, daß Sie wie in einer Kirche voll Andacht die Hände fallen möchten! Und über all dies sollen Sie herrschen und gebieten wie eine Königin! Lilia, darf ich hoffen?“

Um sie her hauchten die Rosen ihren süßen Duft, veranschend umfing er die Sinne, gleich den Worten, die der Mann gesprochen, der da vor ihr stand und dessen Auge das ihre suchte in leidenschaftlichem Fragen. Das Bild, das er vor ihr entrollt hatte, es lodte, es winkte! Heraus sein aus der Enge, der Unfreiheit des elterlichen

Haus, das Leben genießen, sich daran erfreuen dürfen, entronnen der Gewalt des strengen Vaters, vor dem sie alle zitterten!

Reich sein und frei! Vergöttert und geliebt sein, jeder ihrer Wünsche ein Befehl, dem die Erfüllung folgte! Und sie zögerte noch, zögerte noch immer nach dem goldglänzenden Glück zu greifen, das da lächelnd und wartend vor ihr stand!

Wie ungewiß war die Zukunft, selbst wenn sie erst öffentlich verlobt war mit Hans Lassen! Ein jahrelanger Brautstand, ein Hoffen und Warten, das ein tausendfacher Zufall zerschlagen konnte in ein Nichts!

Blitzschnell drängten sich die Gedanken hinter ihrer schmalen Stirn, jetzt hob sie langsam den Blick.

„Lilia!“

Er hielt sie umfaßt, er küßte das Ja von ihren Lippen, ernst und korrekt, so wie er immer war, der ruhige, ernste Dr. Rissen. Und ein schmerzvolles Erinnern zog durch Lilia's Herz, wie anders, wie so ganz anders war es gewesen, da Hans Lassen sich mit ihr verlobte . . . wie so ganz anders!

Arm in Arm betraten sie die Terrasse, traten sie an den blumengeschmückten Tisch, wo ihre Eltern sie erwarteten, wo in silbernem Klägel die Sektflaschen in den Eistüchern klirrten.

Vom Strand herauf klangen die Weisen der Kirtapelle, die alten Melodien aus Voccacio:

„Hab ich nur deine Liebe,
Die Treue brauch' ich nicht!“

An den Nebentischen saß eine größere Gesellschaft, sie sangen das Lied mit und ließen die Gläser erklingen, voll Jubel an der Freude des Augenblicks!

Und auch Lilia schlürfte mit durstigen Zügen den perlenden Sekt aus dem Spitzglas, umschmeichelt vom Duft der gelben Rosen, von der sehnächtigen Musik, die ihr Herz so schwer und traurig machte. Ihre Eltern tranken ihr zu, sie waren zufrieden mit ihrer schönen Tochter, ganz besonders Manfred Luzius.

Und neben ihr saß der Mann, der ihr Wort besaß, mit dem ruhigen Gleichmut, der ihm eigen war. Er blieb immer korrekt. Steif, aufricht sah er neben ihr, ohne auch nur einmal in tändelndem Spiel nach ihrer Hand zu fassen, die schmal und weiß mit dem Dessertmesserchen spielte. Er unterhielt sich mit ihrem Vater wie immer, wie in all diesen Wochen.

(Fortsetzung folgt.)

Wie man berühmt w'rd.

Ein heiteres Lebensbild von Paul Blif. (Nachdruck verb.)

Ich erzähle Ihnen im nachfolgenden die Geschichte meines besten Freundes. Er heißt Leopold und ist ein dramatischer Dichter, leider ein platonischer Dramatiker, daß heißt: ein noch nie aufgeführter. — Man weiß ja aus Erfahrung, daß so ein armer Kerl leicht als eine komische Figur gilt, trotzdem er des Lebens ganzen, bitteren Ernst zu durchkosten hat.

Nun, die Meinung seiner edlen Zeitgenossen ließ Herrn Leopold sehr kalt; er war Philosoph und lächelte nur über die Redereien all der kleinen Gernegroßen und Reihdammeln, denn er war fest davon überzeugt, daß auch ihn ein glücklicher Zufall eines Tages auf den Schül des Ruhmes heben würde.

Sonst aber war er ein lieber, herziger Kerl, trug lange Locken und kurze Hosen und ärgerte sich unbegreiflicherweise darüber, daß Schiller dem königlichen Schauspielhaus in Berlin noch immer den Rücken zulehrt. Eine Schwäche hat schließlich jeder Mensch!

Herr Leopold wohnte in seiner Mansarde und hatte eine vorzügliche Schornsteinaussicht. Sein Zimmer war im Sommer drüdend heiß und im Winter bitterkalt. Auch die übrigen Ansprüche, die Herr Leopold an das Leben stellte, waren mehr als bescheiden. Ein warmes Mittagessen gehörte zu den Seltenheiten, und seine Kleidung war gerade nicht sehr salonsfähig, denn er verstand es absolut nicht, die Leute anzupumpen.

Natürlich machte sich alle Welt über seine Kleidung lustig. Denn wer fragt heute noch seinen Nächsten, ob seine Rechnungen bei Schneider, Schuster oder Wäschelieferant bezahlt sind? Bedingung ist nur, daß man sich tadellos trägt — sonst ist man eben nicht gesellschaftsfähig.

Herr Leopold kümmerte sich auch darum nicht. Er schrieb ein Stück nach dem anderen, reichte sie allen Theatern ein, bekam sie von allen Theatern wieder zurück, schimpfte auf die Direktoren, noch mehr auf die Dramaturgen, legte dann Stück für Stück in seinen Schreibtisch und wartete, bis seine Zeit da sein würde.

Da eines Tages geschah das Wunder. Er traf einen alten Jugendfreund wieder, einen Herrn Wolfsmilch, der sich vor kurzem als Schneidermeister etabliert hatte, aber noch fast gar keine Kundenschaft besaß, trotzdem er sein Handwerk durchaus verstand. Und dieser gute Freund hatte eine Samsose Jdee.

Er sagte: „Leopold, ich mache dir einen eleganten Anzug und du empfiehlst mich bei allen deinen Bekannten.“



Ein Zerkmal für kriegsgefangene Russen und Franzosen in Deutschland. (Mit Text.)

Leopold wurde verlegen und sträubte sich, weil er keine Schulden machen wollte. Aber der unternehmende Schneider redete so lange, bis dem armen Dichter die Entgegnungen fehlten.

Also bekam Herr Leopold einen neuen Gesellschaftsanzug — Rock, Weste und Hose mit Bügelsalte, tadellos sitzend und elegant. Da nun aber Hut, Stiefel und Wäsche dementsprechend sein mußten, so schaffte Meister Wolfsmilch auch diese an. Nun war der Kavalierr fertig. — Die Wirkung war ganz enorm. All seine Bekannten starrten ihn wie ein Wunder an, hundert Fragen sollte er auf einmal beantworten.



Erzherzog Leopold Salvator, Generalinspektor der k. u. k. Artillerie, wurde anlässlich der erfolgreichen Niederwerfung zahlreicher italienischer Forts zum Generalobersten ernannt.

plötzlich hänselte ihn kein Mensch mehr. Alle fanden, daß er eigentlich ein ganz fescher Axtel war, den man entschieden verkannt hatte. Und jeder wollte die Adresse des Schneiders wissen.

Leopold machte ein vollständig gleichgültiges Gesicht; er nannte so obenhin Namen und Wohnung des Schneiders, wunderte sich insgeheim aber nicht wenig über das rasche Wachsen seines Ansehens.

Meister Wolfsmilch aber hatte seinen Zweck erreicht; jetzt kamen und gingen die Stunden bei ihm nur so, und nach wenigen Tagen schon stellte er einige Gesellen ein.

Der seine Leopold aber hatte sich in seine neue Rolle sehr bald eingelebt. Nun fand er, daß so ein eleganter Anzug seinem Träger auch neue Pflichten aufzwang. So konnte er jetzt nicht mehr dritter Klasse in der Stadtbahn fahren, er durfte auch nicht mehr seine einfachen Wirtschaften aufsuchen, und Sechspfennig-Zigarren durfte er schon gar nicht mehr rauchen, wenn er in Gesellschaft seiner Bekannten war.

Das alles war er dem neuen Anzug und der angeblichen Erbschaft schuldig — und das alles erforderte Geld, sehr viel Geld.

Aber auch dies hatte der intelligente Meister Wolfsmilch vorausgesehen. Er gab mit Freunden die nötigen Summen her, denn sein Geschäft beehrte sich von Woche



Leutnant Radow. (Mit Text.)

zu Woche; er wollte sich dem Freunde dankbar erweisen.

Eines Tags wurde ein Chefredakteur auf Herrn Leopold aufmerksam. Er fing an, sich für den eleganten, jungen Dichter zu interessieren, lud ihn zur Mitarbeit am Unterhaltungsteil seines Blattes ein und bewilligte ihm recht ansehnliche Honorare.

So verdiente nun auch Leopold Geld. Und jetzt kam er mit Riesenschritten vorwärts. Er arbeitete unermüdlich, immer nur kleine Sachen, die er aber reißend los wurde. In wenigen Monaten war er Mitarbeiter bei fast allen besseren Wochenchriften.

Der Kreis, in dem er verkehrte, hatte sich inzwischen ungemein erweitert. Er war nun in vornehmen Familien eingeführt und lernte da reiche und einflussreiche Leute kennen, die sich ein Vergnügen daraus machten, junge Talente zu fördern und bekannt zu machen. Natürlich hatte er jetzt auch eine elegante



Das Tropenkrankenhaus in Tübingen. (Mit Text.)

(Am Fuß des Berges das Deutsche Institut für ärztliche Mission, links das Schwesternheim.)



Die Seeschlacht vor dem Flagerraat am 31. Mai 1916. Vernichtung der englischen Schlachtkreuzer „Queen Mary“, „Indefatigable“ und mehrerer kleinerer Schiffe. Von Prof. Billy Stöwer.

Das Tropengeneesungsheim in Tübingen. Der auf sonziger Höhe gelegene Bau, von dem aus der Blick der Geneesung suchenden über die schöne Universitätsstadt Tübingen bis zur Schwäbischen Alb schweift, enthält 38 Krankenzimmer mit zusammen 50 Betten, ferner eine Pielgehalle für Infektionsranke. Seine Fertigstellung ist im höchsten Grade wünschenswert, da aus den Tropen nach Friedensschluß zahlreiche Gefangene und Erholungsbedürftige nach Deutschland zurückkommen werden.

Allerlei

Ein 500 Jahre altes Kinderfest. Alle fünf Jahre feiert die bayerische Stadt Landsberg am Lech ein Kinderfest, das schon seit fünf Jahrhunderten in der Geschichte des Ortes eine besondere Rolle spielt, ähnlich wie das berühmte Tänzelfest in Kaufbeuren. Das sogenannte Ruchten- oder Rutenfest bedeutet eine Art Frühlingsfeier. Sobald die Birkenruten zu grünen anfangen, führte man die Zugend zu Spiel und Gesang hinaus in Wald und Flur. Diese Sitte hat man beibehalten und damit auch ein Stück städtischer Geschichtserinnerung verknüpft. — Beim Ruchtenfest bildet der Kinderfestzug den Mittelpunkt. Schon monatelang vorher wird dazu alles eifrig vorbereitet, da alle Kinder zu diesem Festzug in der Tracht des 17. Jahrhunderts erscheinen müssen. Abends findet für die Erwachsenen ein Festspiel im Stadttheater statt, das zur Zeit der Erstürmung Landsbergs durch die Schweden unter Torstensson spielt. Das Ruchtenfest ist in seiner Art ein Kinderfest und ein historisches Städtifest zugleich, und es ist zu schätzen, daß die Bewohner von Landsberg die alte Sitte ihrer Vorfahren auch fernerhin zu pflegen wissen. M.M.

Unverbrennliche Stoffe. Schon den

Eine ausdrucksvolle Statue. Bei dem in Paris verstorbenen hochtalentierten Bildhauer Carpeaux bestellte einst ein Liebhaber eine Gruppe: Polyphem erdrückt Acis unter einem Felsblock. Carpeaux vermochte dieser Aufgabe keinen Geschmack abzugewinnen und ließ die Arbeit liegen. Eines Tages erkundigte sich der Kunstliebhaber wieder nach seiner Gruppe. Carpeaux führte ihn vor einen Klumpen Modellirten: „Da ist Ihre Gruppe“, sagte Carpeaux, ohne eine Kneie zu verziehen. — „Das da — wirklich?“ — „Selbstverständlich. Das ist der Fels.“ — „Ach so — wo ist aber Acis?“ — „Unter dem Felsen — erdrückt — den kann man nicht sehen.“ — „Und Polyphem?“ — „Bah! Sie werden doch nicht glauben, daß er dageblieben ist, nachdem er einen solchen Streich vollführt hat?“

Menſchenfreundliche Schwermüthigkeit. Ein Kunſtlindgen, wie jeder Künſtler ihn ſich wünſchen kann, war Graf Pourtales. Er beſaß eine der ſchönſten Gemäldesammlungen von Europa, und er hatte ſich bei ihrem Zuſtandbringen als ein ſo großartiger Käufer bewieſen, wie kaum ein andere. Als Beiſpiel für ſein Verfahren diene das folgende: Im Pariſer Salon hatte ein noch jugendlicher Maler mehrere Bilder ausgeſtellt. Der Graf wußte, daß der begabte Mann ſich nur ſchwer Anerkennung verſchaffen konnte. Nicht ohne Mühe bejorgte er ſich die Adreſſe und ſchrieb ihm: „Ich bitte Sie, mich zu beſuchen und eins von jenen Gemälden mitzubringen, die Sie im letzten Salon ausgeſtellt haben.“ Ohne Bögen trat der junge Mann bei ihm ein und legte ihm eins der Bilder vor, ſelbſtverſtändlich das, von dem er am meiſten hielt, denn in Graf Pourtales Sammlung vertreten zu ſein, war an ſich ein erſtrebenswerthes Ziel. — „Ich würde das Bild gern erwerben“, äußerte ſich der Graf nach eingehender Betrachtung des Kunſtwerks. „Sagen Sie mir, bitte, den Preis dafür.“ — Der Maler zögerte und überlegte. Jetzt nur nicht den Vogen zu ſtark geipant! Der wichtige Käufer könnte abgeſchreckt werden. Und doch war er nicht ſo glücklich geſtellt, daß er ſeine Arbeit für ein Butterbröt weggeden konnte. „Zweitauſend Franks“, brachte er ſchüchtern hervor, zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchwebend. — Der Graf aber ſtellte ſich, als wäre er ſchwermüthig.

Das tat er immer in solchem Fall. „Zehntausend Franks? Nun gut, dann betrachten Sie den Kauf für abgeschlossen.“ — „Oh, nicht doch, Herr Graf“, beeilte sich der Maler, den vermeintlichen Irrtum zu berichtigen. „Zweitausend Franks habe ich gefordert.“ — Der Graf aber spielte seine Rolle weiter. „Nein, nein, es bleibt dabei: zehntausend Franks. Ich bin nicht gewöhnt, zu handeln.“ — Damit wurde die Summe ausgezahlt, und das neuverordnete Bild wanderte in die Galerie des Grafen. C. D.

Gemeinnütziges

Frühobstsorten erhalten ihren vollen Geschmack zumeist nicht am Baume, weshalb hinausgeschobenes Ernten verfehlt ist. Man tut gut, die Früchte von Pflirschen und Aprikosen sowie Frühbirnen auf dem Lager nachreifen zu lassen. Schon in Bezug auf den Versand ist dies wichtig.

Salzobst kann selbst in angefaultem Zustande noch zur Verarbeitung zu Essig gebraucht werden. Es wird, mit Wasser übergossen, in einer Tonne unter täglichem Umrühren gesammelt, dann zerstampft und ausgepresst, worauf es zwei Tage stehen bleibt. Der Saft wird dann in ein reines Weinsafz unter Zugabe von $3\frac{1}{2}$ Gramm weissem Weinstein auf 10 Liter Saft gefüllt. Das Faß erhält mit geöffnetem Spund seinen Platz in der Küche, woselbst die Gärung bald erfolgt sein wird. Es bleibt so lange in der Küche, bis der Essig angenehm sauer ist, worauf letzterer auf Krüge abgefüllt und im Keller aufbewahrt wird.

Ameyfen können namentlich im Obstgarten sehr lästig werden. Von den vielen empfohlenen Mitteln hat sich in der Praxis das folgende bewährt. In der Nähe der heimgesuchten Bäume werden einige Blumentöpfe, deren Abzuglöcher verstopft sind, mit der Öffnung zum Boden aufgestellt. In ihnen sammeln sich die Ameyfen in Massen zum Nestbau an und können so leicht vertilgt werden.

Bei nervösem Herzklopfen wird vielfach der Fehler gemacht, den Patienten an Salzwassergeist oder Effigäther riechen zu lassen. Das erregt den Kranken vielfach und verschlimmert dessen Zustand. Zweckmäßig ist es, Gesicht und Brust mit abgehandenem Wasser zu waschen und höchstens einen Senfteig oder Eisumschlag auf die Herzgegend zu bringen. Innerlich reicht man ein Braueipulver.

Will man Eien aufstreichen, so empfiehlt es sich, dasselbe vorher mit Petroleum dünn zu bestreichen. Die Farbe streicht sich dann leichter und dünner auf und springt infolgedessen nicht so leicht ab wie die aufgetragene.

Geograph.

Rit n da ist's ne Blume,
Ein Mensch mit r es ist,
Dies rot, das schwarz,
nun sag' mir,
Was dies und jenes ist.

Somontane.

Ein „König“ in gar wackerem Kleid,
Trägt es anstatt der Krone;
Er prunkt damit, und blüht sich auf,
Ist stolz drauf, und phug.
Der Berg, der hat es auch an sich,
Du kannst sogar drauf sein;
Auch weist du's bei der Frauenwelt,
In vielen Formen lehnt
Nun lag mit schnell, und kann dies sein?
Bestimmt, best'ist du's auch;
Du nimmst es einmal jeden Tag,
Ist mechtams in Gedruch,
Gugenerget.

Höflichkeit.

		am blühn denst knof- tle- sie							
		die denst den wenn am ve							
er-	sen	ver-	a-	e-	nicht	der	und	jung	sich
aus	graunt	hend	sen-	denn	mor-	wig	le-	blie-	lust
blü-	ist-	ne	will	haupt	den	den	ter-	ent-	das
er-	So	mein	die	te	das	gen	bleibt	denst	ver-
ner-	blu-	nicht	daß	ich	dem	will	herz	strei-	win-
lang	glühn	rung	lof-	ich	er	jung	bet	blaut	denn
te	an	sen	nein	mel	in	ter	det	mor-	er-
so	mein	wort	nicht	die	wig	am	schon	der	wenn
die	den-	long	blin-	lei-	bei-	stern	e-	blin-	gen

Gest. Lefèvre, Buchweiler i. G.

Auflösung folgt in nächster Nummer

Auflösung der Charade in voriger Nummer:

Schwert, Ville. Schwertville.

Alle Rechte vorbehalten

Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Bessler, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Bessler in Stuttgart.